

Eine amerikanische Familie

MARTHA

„Ich mache ihnen nicht auf. Ist doch nicht meine Schuld, ich hab ihnen nicht gesagt, sie sollen die Wüste durchqueren, weil sie hier sofort Arbeit finden. Ich bin allein hier mit meinem Jungen, und wenn sie an die Tür klopfen, mache ich nicht auf.“

„Aber das ist doch grausam, Martha! Manchmal sind es Frauen, die anklopfen, völlig erschöpft, mit Kindern an den Händen, da muß man ihnen doch öffnen, wir haben selbst kleine Kinder, Martha! Wenn sie bei mir läuten, öffne ich und mache ihnen ein Sandwich, gebe ihnen Wasser, manchmal sogar Geld, was eben möglich ist.“

„Die sind doch verrückt... Das kann einfach nicht gutgehen, die werden schon sehen. Lauter arme Schlucker, wenn sie ihr Leben riskieren und das Leben ihrer Kinder und Verwandten, die sie manchmal mit sich schleppen, wozu sind die wohl fähig, wenn sie einem Unbekannten begegnen?“

„Aber es sind Mexikaner.“

„Ach was, Mexikaner, du träumst wohl. Und ich, ich bin kein U-Boot. Ich bin mit einem Gringo verheiratet, meine Papier sind in Ordnung. Ich bin nur deshalb hergekommen, um Harold zu heiraten, und nicht, weil es mir hier besser gefällt als drüben.“

„Und ich sag dir, es ist kein Verbrechen, wenn du ihnen ein Glas Wasser gibst.“

„Na, wer weiß. Neulich haben sie diese Missionarin verhaftet, wie heißt sie nochmal, Kinney, und ihre Wüstenengel, und die von *No More Deaths*, denn Illegale über die Grenze bringen ist sehr wohl ein Verbrechen.“

„Mmm... Ich lese nicht so viel Nachrichten, nicht mal auf spanisch. Ich weiß nur, daß mir kein Stein aus der Krone fällt, wenn ich ihnen etwas zu essen gebe und ihnen sage, ihr könnt euch abduschen draußen mit dem Schlauch, sonnenverbrannt wie sie daherkommen, die Armen.“

„Das schon. Ich sage ihnen auch, daß sie meinen Schlauch benutzen können, um zu trinken oder sich zu erfrischen, aber wenn du ihnen den kleinen Finger gibst, packen sie gleich die ganze Hand. Die nehmen ein Bad in meinem *garden*! Nein, meine Beste, den Schlauch faß ich gar nicht mehr an, sollen die Blumen verwelken. Hier in Nogales, da merken sie gleich, daß wir nicht mal Zäune haben, keine Gitter vor den Fenstern, an der Veranda, Tag und Nacht Angst, jederzeit kann was passieren.“

„Eines ist wahr, die lassen einen Saustall zurück, Wasserflaschen, Plastiksäcke, sogar Kleider. Wirklich, es ist eine Plage, aber die armen Leute, die ganze Strecke zu Fuß, alle Achtung, da gehört schon was dazu!“

„Was soll dazugehören? Merken die es denn nicht? Haben die wirklich keine Ahnung? In ihrem Elend gehen sie den Schleppern auf den Leim, diesen verdammten Betrügern. Sie sagen ihnen,

es sind nur ein paar Stunden, aber dann sind es Tage. Sie geben ihnen Drogen, Pastillen, auf halbem Weg werfen sie sie in die Grube, wenn sie nicht zahlen, in diesen Kanal im Potrero Canyon. Es sieht aus wie ein Schulweg, wahrscheinlich schleichen sie schon in Mexiko auf diesem Weg, deshalb kommen sie genau hier in unserer Siedlung raus. Dabei ist die Meadows- Siedlung eine bessere Gegend, wie es heißt. Ich ertrage die Unsicherheit nicht mehr.“

„Aber vor den armen Schluckern brauchst du doch keine Angst zu haben...“

„Die meine ich ja nicht. Die armen Schlucker kommen mit den Schleppern, und die schrecken vor nichts zurück, die sagen ihnen, hier ist schon Tucson, hier ist Chicago, diese Schwerverbrecher, neulich haben sie ein siebenjähriges Mädchen geraubt, um es zu verkaufen, leichte Beute für diese Hurensöhne. Ist doch klar, daß mit denen auch Terroristen rüberkommen, Vergewaltiger, Drogenhändler, oder nicht? Da kann man schon Angst kriegen. Das ganze Gesindel kommt hier vorbei. Und niemand garantiert dir, daß die armen Schlucker immer friedlich sind.“

„Ach, Martha, jetzt übertreibst du...“

„Von wegen übertreiben. Ich mache ihnen nicht auf. Von wegen 'Mauer der Schande'. Schande über die Regierung und die Korruption und das ganze Theater, das sie aufführen. Die stecken sowieso unter einer Decke. Wenn es in Mexiko keine Arbeit gibt, werden noch viel mehr arme Schlucker kommen; wenn die Gringos weniger als den Mindestlohn zahlen, kommen noch mehr arme Schlucker; werden hier die Steuern nicht bezahlt, übernimmt drüben niemand Verantwortung. Und alle sind sie zufrieden, man scheffelt Geld.“

„Da hast du schon recht... Aber die armen Leute sterben an der Grenze, ihre Familien bleiben allein. Oder wie Rosario, das Mädchen, das meiner Schwägerin hilft. Fünfzehn Jahre hat sie ihre Familie nicht mehr gesehen, kein einziges Mal ist sie zurück nach Mexiko gefahren. So leben sie, dabei existieren sie nicht einmal.“

„Das ist keine Diskriminierung, verstehst du? Ich mache niemandem auf, weder den Zeugen Jehovas noch diesen windigen Staubsaugerverkäufern. Ich mache niemandem auf, den ich nicht kenne.“

„Arme Rosario. Dabei ist Mexiko für uns doch so nahe.“

„Aber ich fahre einmal im Monat nach Obregón. Obwohl es immer unheimlicher wird, immer chaotischer. Hier ist die Stadt sauber und gut organisiert.“

„Wenn ich nach Hermosillo fahre, sehe ich, wie die das Tachometer hundert Kilometer pro Stunde zeigt, und ich denke: Pro-Stun-de. Wieviel sind es wohl, wenn man zu Fuß geht? Da wird mir ganz anders. Ich habe Leute gesehen mit zerrissenen Sandalen, und sogar welche ohne Schuhe, Fetzen um die Füße gewickelt, durch die Blut sickert. Ich habe sonnenverbrannte Kinder gesehen, die aussahen wie Tote.“

„Schon gut, mach ihnen bloß weiter die Tür auf... Mal sehen, wie lange das gut geht. Ich für meinen Teil mache nicht auf, ich sehe sie nicht einmal. Ich finde es in Ordnung, wenn sie die Mauer errichten, so kommen weniger rüber, sie nehmen weniger Risiko auf sich und klopfen nicht mehr so oft an meiner Tür. Jedesmal, wenn ich es läuten und klopfen höre, zucke ich zusammen. Und dann sprechen sie auch noch spanisch, als ob jeder in den Vereinigten Staaten

Spanisch verstehen würde. Soll doch die mexikanische Regierung etwas unternehmen, statt Däumchen zu drehen und die Probleme, für die sie verantwortlich sind, über die Grenze zu schicken.“

„Haben sie dir schon einmal etwas getan?“

„Mir nicht, aber Fernanda, meiner Kusine. Bei ihr hat einmal eine Frau geläutet, eine von diesen kleinen Dunkelhaarigen, wie es sie in Oaxaca gibt, mit einem Mädchen an der Hand. Ob sie bei ihr baden darf, und so weiter. Fernanda sagt: Nein, aber dort ist der Schlauch, und wenn sie will, reicht sie ihr durchs Fenster etwas zu essen. Aber die Frau besteht darauf. Daß das Mädchen einen Sonnenbrand hat. Daß sie tagelang in der Sonne marschiert sind. Und Fernanda denkt, die müßten doch durch das ganze Haus bis nach hinten zum Badezimmer gehen, das kommt nicht in Frage. Aber die Frau ließ nicht locker, gleich würde sie in Tränen ausbrechen, und Fernanda wollte schon ja sagen, als sie rein zufällig fragt: Ihr seid doch allein, oder? Sonst ist niemand bei euch? Und die Frau sagt: Doch, draußen ist mein Mann, und mein Schwiegervater, die haben sich hinter den Büschen versteckt. Neiiiin, denkt Fernanda, das gibt's doch nicht! Wie, wenn es der Schleuser ist und sie mich ausrauben wollen? Oder nein, die nicht, aber andere, und wenn sich jetzt das Gerücht verbreitet, daß in meinem Haus alle ein Bad nehmen dürfen? Wenn die Grenzpolizei diese Leute aufgabelt, und die erzählen den Beamten, daß die Frau drinnen bei mir ist, und dann kommen sie und ich habe einen Prozeß am Hals. Deshalb tat es ihr sehr leid, aber sie konnte die Frau mit dem Kind nicht hereinlassen. Klar fühlt man sich schlecht, das stimmt schon. Man weiß schon gar nicht mehr, ob man in Nogales ist oder in Indien, in den Vereinigten Staaten oder irgendwo mitten in der Wüste.

DIE HAROLDS

Am Tag des Attentats auf die Zwillingstürme weinten die Harolds, während sie die Bilder im Fernsehen sahen. Sie sagten, die Welt sei beschissen und die Araber Soldaten des Teufels. Die Harolds haben drei Kinder, alle drei gute Christen, sonntags gehen sie in die Kirche. Als der Jüngste sagte, er wolle eine Mexikanerin heiraten, waren sie zwar nicht dagegen, aber im Lächeln von Mrs. Harold zeigt sich eine Grimasse, die Martha nicht zu entziffern versteht.

Ich öffne ihnen niemals, sagte Martha mit einer gewissen Scheu. Die Harolds nickten mit dem Kopf und Mrs. Harold hob die Kaffeetasse, wobei sie den kleinen Finger ein wenig spreizte. *It's nothing against Mexicans, of course, but the terrorists could cross through the Mexican border. Besides, once the wall is done, no more risking their lives, don't you think so, dear?* Alle Augen wandten sich zu Martha. Sogar die Augen ihres Jungen, der sein Privatgespräch mit mit Bob Esonja unterbrach und sich herumdrehte, um sie zu sehen. Was geht sie das an, dachte sie. Sie hatte nicht einmal Verwandte, die die berühmte Wüste durchqueren. *Not my problem*, wollte sie sagen, aber sie sagte nichts und hoffte, das Thema würde gewechselt.

But terrorists would cross by air, dear, sagte Mr. Harold, *not by land*. Danach eine Liste von Szenarien, woher, wann und wie die *aliens* amerikanischen Boden betreten würden und was die Regierung, die Armee und die Gesellschaft dagegen unternehmen müßten. Leider, stimmten

die Harolds überein, kann man keine Luftmauer errichten, um in Ruhe und ohne Angst zu leben. Martha sieht ihren Sohn, der blond ist und hellhäutig. Er spricht Englisch. Auch Spanisch. *Schandmauer*, sagt ihr Schwiegervater auf deutsch. Aber die Harolds stimmten überein, daß es jetzt etwas ganz anderes ist als damals in der Zeit des Kalten Kriegs. Es gibt Sicherheit, eine Grenze, die man passieren kann, es gibt Gesetze, Ordnung und Vorsichtsmaßnahmen. Wer die Papiere in Ordnung hat, kann sich frei und vollkommen sicher bewegen. Diese *Minute Men*, die auf die Leute schießen, vertreten keine internationale Politik. Das ist eine Bewegung wie die Selbstmordsekten oder die Fledermausanbeter. Martha hat keine Verwandten, die die Wüste durchqueren. Mr. Harold hat keine unter den *Minute Men*. Alle lächeln. Es ist Zeit, fernzusehen. Ihr Mann holt sie nach der Arbeit ab. Er hupt, und sie wechselt von einer Harold-Welt in eine andere, über eine Harold-Brücke von leuchtendem Asphalt zu einem Harold-Stratus mit Fenstern aus Panzerglas.

Nachts drängt sich der Jüngste der Harolds an seine Frau, als wohnten sie in einer x-beliebigen Gegend der Nation, als atmete draußen nur die Natur atmen. Martha umarmt Harold, als herrschten draußen Krieg, Invasion, Schreie und Tod. Martha hat Angst vor dem, was draußen geschieht, sie hat Angst, daß ihr Sohn eines Tages durch diese *outdoors* laufen muß und daß die *others* ihn angreifen oder seine Architektur, seine gepanzerte Sprache, seine Innenwelt besetzen. Harold umarmt sie und sagt, daß alles in Ordnung ist, daß sie eine Familie wie die anderen sind, daß Sicherheit herrscht in ihrer nordamerikanischen *neighborhood*. Oder sie spürt, daß er es sagen wird. Denn in diesem Augenblick klopft es an der Tür. Helfen Sie mir, bitte. Die *others*, die immer derselbe Satz sind, dieselbe endlose Halloween-Nacht. Martha hat Angst und sagt, mach die Tür nicht auf. Mach nicht auf, *honey*, bitte, die gebrochene Stimme einer Frau zwischen zwei Träumen. *Take it easy*, sagt Harold und schaut durch die Jalousie.

MARTHA

Mehrmals hört sie die Schläge an der Holztür. Warum haben sie keine Schutzvorrichtungen wie die Häuser der Gringos? Sie weiß, daß es mehrere sind, Schritte von Füßen, die schleifen, als wären sie aus Zement. Sie spürt, wie ein Dunst von Hitze durch die Tür dringt. Sie öffnet ihnen nie. Sie stellt den Fernseher lauter, um sie nicht zu hören, dann gehen sie. Aber sie gehen nicht. Es ist fünf Uhr nachmittags. Um halb sechs sehen wir uns im McDonald's, hatte ihre Kusine Fernanda gesagt, dort können die Kinder spielen. Jetzt wird sie belagert. Sie kann nicht hinaus, wegen dieser Füße, die in ihrem *garden* schleifen und eine Mauer um sie ziehen.

Fünf nach fünf. Zehn nach fünf. Viertel nach fünf. Helfen Sie uns, bitte, wir sind völlig erschöpft. Ja, hören Sie, ihr könnt nicht in meinem Garten bleiben. Leihen Sie uns Ihr Telefon? Nein, unmöglich. Geben Sie uns etwas zu essen? Tut mir leid, Señor. Wenigstens ein Glas Wasser? Nein, Kindchen, aber draußen ist der Schlauch, wenn ihr euch frisch machen wollt. Und dann geht, bitte, wenn die Polizei kommt, kriege ich Probleme. Martha zählt, es sind zehn. Alle sitzen auf ihrer Steinbank, auf ihrem Rasen, wo Blumen geblüht haben, die sie in kleinen

hölzernen Töpfen im Home Depot gekauft und in die fruchtbare Erde verpflanzt hatte, um zu sehen, wie sie gegen die Hitze kämpfen. Zwanzig nach fünf.

Das Handy läutet, es ist Fernanda: Martha, geh nicht raus, draußen warten sie auf dich. Ja, ich hab's gesehen. Warte, bis sie verschwinden, ich fahre schon mal zu Macdo, dort warte ich auf dich, macht nichts, wenn du ein bißchen später kommst. Die machen mir Angst, Fer. Sie gehen ja schon.

Fünf vor halb. Die Frau kommt an die Tür. Könnten Sie mir vielleicht Milch geben für das Kind? Nein. Ich habe doch schon gesagt, daß ich nicht aufmachen kann. Halb sechs. Sie gehen nicht. Martha ruft ihren Mann an. Im Büro erreicht sie ihn nicht. Sie versucht es am Handy, hinterläßt eine Nachricht: Draußen sind zehn Leute, ich habe Angst, *honey*, weiß nicht, was ich tun soll. Sie geht ins Zimmer ihres Jungen, kontrolliert die Fenster, nimmt ihn hoch und setzt ihn auf seinen Stuhl, den sie beim Essen verwenden, so kann sie ihn besser im Auge behalten. Sie schließt alle Vorhänge, setzt sich dann in die Küche und wartet – sie weiß nicht, worauf.

Señora, Señora, ruft das Mädchen am Fenster, leihen Sie uns das Telephon? Mit wem wollt ihr denn telephonieren? Also wir sind wirklich fix und fertig, wir sind jetzt stundenlang auf der Landstraße gelaufen, aber niemand nimmt uns mit, wir haben tagelang nichts gegessen und die Füße tun uns weh, sie sind voller Blasen. Habt ihr Familie in den Staaten? Nein, wir haben nur den Schleuser bezahlt, aber niemand hat bezahlt, damit sie uns abholen, also haben sie uns einfach zurückgelassen, und jetzt finden wir den Weg nicht mehr, wir wissen gar nicht, wohin. Wie wir dorthin kommen, wo sie die Arbeit ausgeben. Sind wir hier in der Nähe von dort, wo sie die Arbeit ausgeben? Gibt es vielleicht irgendein Aufnahmeheim? Davon weiß Martha nichts. Und wen wollt ihr dann anrufen? Gut, dann rufen Sie die Grenzpolizei, bitte, rufen Sie an, wir können nicht mehr.

Martha wählt die Nummer ihres Mannes, er wird ihr sagen, was sie tun sollen, und wo. Martha wiederholt den Namen des Vaters ihres Sohnes fünfzig Mal, bis er jeden Sinn verloren hat. Draußen nichts, niemand, als würden die Nachbarn aus Angst vor den Leuten vor Marthas Haus ihr eigenes nicht verlassen; als hätten ihnen die Schleuser und die Illegalen gesagt, dort dürft ihr nicht hin, dort wohnt Martha und sie wird die Grenzpolizei rufen. Sie beschließt, 911 zu wählen.

Als sie die Lage erklärt, wird sie sofort zur *Boder Patrol* weitergeleitet.

„Aber was ich sagen möchte, ist, dass es sich um Leute handelt, die Hilfe brauchen, einen Arzt zum Beispiel.“

„Sind sie illegal?“

„Tja... Woher soll ich das wissen?“

Besser nicht aufhängen, sonst macht sie sich verdächtig... Martha stellen sich die Haare auf, und der Junge beginnt zu weinen. Ich halte das nicht mehr aus, die sollen doch endlich die verfluchte Mauer bauen, ich halte das nicht mehr aus. 911. *Boder Patrol*.

Und woher kommt ihr?, fragt Martha – mehr, um sich zu beruhigen, als aus Neugier – das Mädchen, das begehrllich zum Fenster hereinschaut, als wollte es die klimatisierte Luft atmen oder sich die Dekoration einprägen für den fernen Tag, da sie selbst ein Haus haben würde. Sie

kommen aus Michoacán, die Jungs aus Oaxaca, und ich bin von hier, aus Sonora, ich mach mir nicht gleich in die Hosen, die Wüste ist mir nicht fremd und Englisch kann ich auch, aber nein, es ist die Hölle, viel ärger, als ich dachte. Und das Kind, ist es ihr Kind? Ja, es ist fast gestorben, hatte ich eine Angst, ich habe Dinge zu sehen begonnen, die Kaktusse haben zu mir gesprochen, die aussehen wie Menschen, wir haben ganze Ortschaften durchquert, nichts als Kaktusse, die tun sich zusammen wie Familien. Ich hatte das Gefühl, daß sie mich anschauen, oder daß sie mir helfen wollen, oder daß sie mir Dinge sagen, die mich verletzen. Jemand sagte: Weine nicht, Mädchen, du wirst uns noch vertrocknen.

Sind Sie verheiratet? Nein, wir sind nicht verheiratet, aber er hat gesagt, wenn ich komme, wird er mir schon irgendwie helfen. Der Junge ist blond, spricht Englisch, auch Spanisch. Sein Papa ist von drüben, und ich dachte, ich kann ihn finden, wenn ich zu der Firma gehe, wo ich ihn vor ein paar Jahren kennengelernt habe, die werden mir schon sagen, wo ich ihn finde. Wie alt sind Sie eigentlich? Achtundzwanzig, sagt die Stimme von draußen. Ich auch, hört sie ihre innere Stimme.

Ich möchte heiraten, auch wenn's nur für die Papiere ist, oder für die *greencard* zahlen, das machen viele. Ich will ihn immer noch, aber er ist wegen irgendeinem Handel verschwunden. Jedenfalls gehe ich zurück. Ich werde ihn finden, ich will eine Gringo-Familie mit ihm, eine schöne kleine Familie, wie alle anderen auch. Martha vermutet, daß die Junge Frau die Freundin eines Drogenhändlers war, daß sie mit einem Drogenhängigen oder so einem Typ etwas hatte, denn sonst wäre sie nicht über die Grenze gekommen...

Die Männer beraten sich flüsternd, einer schluchzt. Gehen wir lieber, noch ist Zeit dazu. Ich kann nicht mehr, Kumpel, geh du weiter, ich bleibe. Ich hab irre Angst, sagt das Mädchen, mehr zum Fenster als zu den Männern auf der Steinbank. Wie heißt du?, fragt das Fenster. Martha, sagt die Stimme von draußen.

Fernanda ruft noch einmal am Handy an. Geh rein, sprich nicht mit ihnen, ich bin nach Hause gefahren, weil ich Angst hatte, dass du nicht kommst, und dann seh ich dich draußen stehen. Ruf mich an, wenn sie verschwinden, ich bin im Haus. Aber ich seh dich doch, dort im roten Hemd. Das bin nicht ich, das ist die andere Martha. Was heißt, die andere Martha? Martha legt auf. Martha beobachtet Martha. Wie heißt wohl das Kind draußen?

Die Polizeiautos kommen mit hochgeklappter Heckscheibe und brennenden Scheinwerfern. Sie legen allen Handschellen an, mit Ausnahme des Kleinkinds, dessen Namen Martha nicht mehr erfragen kann. Das Kind bleibt bei mir, schreit die Mutter. Martha hat Angst, man wird ihr Fragen stellen, vielleicht mißhandeln oder vergewaltigen. Martha gibt ihrem Sohn einen Kuß und starrt weiter durchs Fenster, sie weiß, wenn sie jetzt zu weinen beginnt, kann sie lange nicht aufhören, also wird sie nicht weinen, jetzt nicht. Sie weiß, daß sie an ihre Tür klopfen werden. *Do I have to open? Yes ma'am, it's totally safe now.* Aber ich öffne nicht gern, weder Ihnen noch den Zeugen Jehovas noch sonstwem, den ich nicht kenne. Laßt mich in Ruhe! *Are you OK? Yes,* antwortet Martha. *Is this your son? Yes, he is,* antwortet sie dem Uniformierten, als er mit Schwung das Heckfenster des Polizeiwagens schließt und gleichzeitig die Umarmung beobachtet, als bräuchte er einen Beweis, daß sie wirklich Mutter und Tochter sind, während

sie den Namen des Mannes beschwört, der einst gesagt hat, daß er sie für immer lieben und auf dieser Seite immer für sie da sein würde. Sie ruft mit allen ihren Gedanken nach ihm, mit den Schreien ihrer dunkelsten Alpträume. Aber der Vater ihres Sohnes antwortet nicht, er ist nicht in Reichweite, Martha hat eine Nachricht in der Mailbox hinterlassen und starrt auf das Handy zwischen ihren Fingern: Was für ein nutzloses Ding! Der Vater ihres Sohnes weiß nicht, daß sie in den USA ist, sie werden ihr sagen: Du hast das Recht, jemanden anzurufen, und sie wird nicht wissen, welche Nummer sie wählen soll. In diesem Land hat die Polizei die Aufgabe, dir zu helfen, hatte er öfters zu ihr gesagt, sie beschützen dich. Das wiederholt sich Martha ein ums andere Mal, während sie sieht, wie sie durch ihr Wohn- und Schlafzimmer gehen und auf Lego-Steine und bunte Püppchen treten und Türen öffnen, als würden sie nach einer Person in ihrem Haus suchen. In Gedanken stimmt Martha ein Wiegenlied an, und sie streichelt den Haarschopf ihres Jungen, während sie durch das Drahtgitter die Nacken und das kurze Haar zweier Männer sieht, die Witze machen und gedämpft lachen. Ich bin amerikanische Staatsbürgerin, sagt sie auf englisch zu ihnen, und langsam gewinnt sie die Fassung wieder, die englische Sprache schmiegt sich an sie und gibt ihr den Platz in ihrem Wohnzimmer zurück, in ihrem blumenlosen *garden*, ihrem Territorium. Sie haben gesagt, daß sie stundenlang auf der Landstraße gelaufen sind, aber hier gibt es keine Landstraße, außer wenn man die Nogales Street... *Oh, ma'am, these persons come from very poor places; for them any pavement is like a highway, each little house is like a mansion, usually they ask if they are already in Chicago.*

Martha wendet sich um und sieht, wie sich Martha umwendet. Sie herzt ihr Kind, das auf ihrem Schoß liegt, und sagt ihm mit Blicken, daß es ihnen gut gehen wird, wenn nicht jetzt, dann später, und daß sie seinen Vater finden und ihm sagen werden, daß es ihnen gut geht, daß ihnen nichts zugestoßen ist und daß sie nur eine Hand brauchen, die ihnen über den Kopf streicht und ihnen sagt, daß das alles nur ein böser Traum war... Denn sie werden in Sicherheit sein, zu dritt, sie werden gemeinsam in einem Zimmer schlafen und eine amerikanische Familie wie jede andere sein.

© Autorin: Cristina Rascón (Mexiko, 1976)

© Übersetzung: Leopold Federmair